



Abend:

Zeitung.

27.

Donnerstag, am 31. Januar 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hess.)

Schneelieder von Alex. Jul. Schindler.

(Fortsetzung.)

5. A h n e n.

Der Schnee ist schon vergangen,  
Ich ziehe wieder heim,  
Ein sehnendes Verlangen  
Das quält mich insgeheim.

Und schein' ich auch zu eilen  
In reger Wanderlust,  
So möcht' ich doch lieber weilen  
An Liebchens warmer Brust.

Wohl sah ich Länder und Städte  
Und goldner Kronen Licht,  
Und wenn ich alles hätte  
Vom Liebchen ließ' ich nicht.

Ich bin doch ein blöder Gefelle  
Wer weiß, was zu Hause mir droht?!  
Vielleicht wär's besser: zur Stelle  
Zu finden befreienden Todt.

6. In der Herberge.

Das ist ein wildes Wetter,  
Es stürmt und schneit und weht,  
Wär' nicht gern jener Wandrer  
Der dort auf der Straße geht.

Die Späglein sträuben die linden  
Federn vor Kälte empor,  
Sie hüpfen über die Straße  
Und flattern durch's Scheunenthor.

Der Wandrer doch geht schweigend  
In's kalte Land hinein,  
Ich möchte nicht so wandern  
Im Wintersturm allein.

Er gehet still im Sturme  
Und gehet mit ruhiger Brust,  
Er ist sich im Herzen gar naher  
Und herrlicher Freuden bewußt.

Verfinstert der Schnee auch die Lüfte,  
So trübt sich doch nimmer sein Blick,  
Es kehrt ja der Wandrer im Sturme  
In die liebe Heimath zurück.

(Beschluß folgt.)

Die Heldin von Dunbar.

(Fortsetzung.)

Während dieß auf dem Kampfplatze vorging, war der Graf von Salisbury oft von seinem Sitze aufgestanden, er trat hinter den Lehnsessel in welchem Agnes Platz genommen hatte, und sagte ihr allerhand Schmeicheleien. Den Ritter von Liddesdale, der nicht weit davon stand, schien dieß zu verdrießen.

„Mylord!“ sagte er höhnisch zu Salisbury. „Der Tag scheint gegen England. Solltet Ihr um das Geschick zu wenden einen Gang thun wollen, so würde ich mich mit Vergnügen Euch gegenüber stellen.“

„Ich danke Euch, Sir, für die Gunst die Ihr mir zu erzeigen geneigt seyd, aber gestattet daß ich mit solche noch einige Zeit aufspare;“ erwiderte der Graf, indem



er den Ritter vom Kopf bis zu Fuße mit spöttischem Blicke maß. „Ich denke das Schild dessen, der das Beste gethan haben wird, zu berühren, und es wird mich freuen wenn Ihr dieser seyn solltet.“

Geringschätzig kehrte der Graf mit diesen Worten dem Ritter den Rücken. Eben machte Letzterer eine rasche Bewegung, es war als ob er der Treppe zueilen wollte, und Agnes dachte bereits an einen Kampf zwischen zweien ihrer Verehrer, als William Ramsay von der einen, ein englischer Ritter David Maupas — der Bruder des Johann Maupas, der Eduard Bruce in der Schlacht erschlug, und sterbend auf der Leiche seines Gegners gefunden wurde — von der andern Seite in die Schranken sprengte.

Es bedurfte keiner Berührung der Schilder, da sich die Gegner schon gegenüber standen; auf das: Laissez aller! der Kampfrichter ertönten die Trompeten, und die Streiter stürzten auf einander los. — Der Kampf war bald entschieden. Die Lanze des William Ramsay splitterte auf dem Brustharnisch seines furchtbar starken Gegners; auch des letztern Lanze brach, aber ein Splitter derselben drang durch den Helm in den Kopf des Schotten und nagelte die Eisenhaube gewissermaßen auf diesem fest. Dieser Umstand erregte in der ritterlichen Versammlung, so wie bei den übrigen Zuschauern, ein ungeheures Interesse, doch war es mehr das der Neugier und der Verwunderung über den seltenen Fall, als das des Mitgeföhls; es glich dem des Spaniers wenn der wüthende Stier dem vom Pferde gestürzten Torreador die Rippen zerbricht, oder dessen Rosse die Seiten durchbohrt.

So wie William zu Boden stürzte, verließ Alexander Ramsay sogleich die Tribüne, um dem verwundeten Verwandten beizustehn. Er überzeugte sich bald, daß der Helm nicht eher abgenommen werden könne, bis man den über eine Elle langen, und mit der Spitze im Kopfe steckenden, Splitter herausgezogen hätte, daß aber damit vielleicht die Seele des Verwundeten entfliehen könne. Ganz im Geiste der damaligen Zeit, rief er also zuerst nach einem Priester, der des Verwundeten Beichte höre, nachher, meinte er, wolle er, gut oder übel, seinem Better den Splitter aus dem Kopfe ziehen. Daß bei einem so merkwürdigen Schauspiel auch der Klerus nicht fehlte, versteht sich von selbst, und wirklich fand sich ein Mönch, der das letzte Bekenntniß des Verwundeten vernahm, und ihm die Absolution ertheilte. Alle Anwesenden waren von diesem Schauspiel sehr erbaut, aber Niemand mehr wie der Graf von Derby.

„Ach!“ rief er ganz enthusiastisch aus. „Das ist ein schöner Anblick, einen Ritter in seinem Helme

beichten zu sehn. Gebe Gott daß ich einst so sterben könnte!“ \*) —

So wie die Beichte vollendet war legte Alexander Ramsay den Verwundeten der Länge nach auf den Boden, er trat ihm mit einem Fuße auf den Kopf, faßte mit der Hand den Lanzensplitter, und zog solchen mit aller Anstrengung aus dem Helm und der Wunde.

Allgemeiner Beifallsruf belohnte Alexanders Verfahren, und selbst der Verwundete fuhr auf und sagte: „das hast Du gut gemacht!“

Graf Derby aber bewunderte eben so sehr des Ritters chirurgische Behandlung wie dessen Beichte.

„Sieh doch, was beherzte Männer aushalten können!“ rief er seelenvergnügt, und gab sodann das Signal zu Fortsetzung des Kampfspiels \*\*).

Letzteres fand nun einige Zeit mit abwechselndem Glück statt, doch jezt ergab es sich daß mehr kampflustige Schotten wie Engländer vorhanden waren. Um nicht umsonst nach Berwick gezogen zu seyn, beschloßen diese gegen einander aufzutreten, doch fand hier ein Umstand statt, welcher erst den Kampfrichtern zur Entscheidung vorgelegt werden mußte. Die Mehrzahl der kampflustigen trug die Buchstaben A. M. (Agnes Murray) auf dem Schilde. Ihr zu Ehren, so mußte man annehmen, kämpften beide Gegner. Es war die Frage, ob dieß die Turniergesetze erlaubten. Nach kurzer Berathung antworteten die Kampfrichter bejahend, und zwar wie sie sagten: weil es noch mehrere Damen mit dieser Namenschiffre geben könne, und dann, weil zu entscheiden sey, wer das Recht haben solle die Königin der Schönheit zu ernennen. Der erste Ritter der jezt in die Schranken ritt, war Lord William Douglas. Er hatte klüglich bis jezt gewartet, da er heimlich der Meinung war, daß man dem, welcher die Farben der allgemein Verehrten trug, aus Gründen der Höflichkeit nicht übermäßig zusetzen würde. Wirklich sahen sich mehrere der Anwesenden lächelnd an, sie schienen zu überlegen, wie man sich zu benehmen habe, als der Ritter von Lidbedale düster lächelnd aufstand.

„Es war ein wenig keck von meinem Neffen,“ sagte er, „sich um eine Gunst zu bewerben nach der versuchtere Kämpfen strebten, bei alledem soll ihm die Hand des Dheims ein weniger hartes Lager bereiten, als sonst wohl geschehen würde.“

Der Sinn der Worte war indeß ein besserer als die Ausführung, denn nach wenigen Minuten flog der Neffe,

\*) Wörtlich.

\*\*) Historisch und wörtlich.



von der Hand des Rheims wie von dem Stöße eines Mauerbrechers getroffen, kopfüber in den Sand. Beschämt, doch mit einem Blicke voll Wuth auf den unhöflichen Verwandten, und einem zwischen den Zähnen gemurmelt: „In seinem Blute will ich den Schimpf abwaschen!“ schlich William Douglas auf seinen Platz.

Dem geraden, schlichten, gutmüthigen Sinne Alexander Ramsay's mißfiel das Benehmen des Ritters von Eidsdale ungemein. Sie waren bis dahin Freunde, selbst Waffenbrüder gewesen, und er hatte, wenn man Jenen obwohl tapfer, doch falsch und hinterlistig nannte, ihn stets in Schutz genommen, heute lag ihm daran ihm öffentlich zu verstehen zu geben, daß sein Betragen zu tadeln sey. So wie Lord William aus dem Sattel stürzte, erschien Ramsay auf der Arena. Er ritt zu dem Wappenschild des Ritters und stieß mit der Lanze darnach. Rasch kehrte Jener auf den Kampfplatz zurück, den er eben verlassen hatte.

„Alexander, Du willst mit mir kämpfen?“ fragte der Ritter überrascht.

„Warum nicht?“ entgegnete Jener finster. „Kämpfst Du doch gegen Deinen Neffen und Mündel.“

Zwei Rennen geschahen, zwei Lanzen splitterten, im dritten glitschte Ramsay's Speer von der Brust des Ritters, er traf die Fugen der Armschienen, der Ritter war verwundet und kampfunfähig.

„Es ist nicht gut daß wir uns in den Weg treten, Alexander!“ sagte der Verwundete mit zweideutigem Lächeln zu dem Gegner. „Hüten wir uns vor dem zweitenmale!“

Ramsay besiegte jetzt noch zwei Gegner. Er wäre mithin der gewesen, der das Beste gethan, als auf einmal der Graf von Salisbury die Bühne verließ, und in wenig Augenblicken heransprengend mit eingelegter Lanze so stark nach Jenes Wappenschild stieß, daß es krachend zur Erde fiel. Jörnig wandte Ramsay sein Pferd, und bald waren beide Kämpfer aneinander. —

Mehrere Rennen geschahen, ehe sich der Sieg entschied, endlich stürzte das Pferd Sir Alexanders, und er galt für besiegt. —

Stolz sah jetzt der englische Graf im Kreise umher. Sein Aeußeres war ungemein imponirend. Auf seinem Schilde funkelte eine Sonne. „Der Schönsten auf der ganzen Insel!“ war die Umschrift.

„Ist Niemand mehr, der mir eine Lanze schenkt?“ rief er mit starker Stimme.

In diesem Augenblicke ritt der Graf von March in die Schranken. Ohne das Schild des Gegners zu be-

rühren, grüßte er diesen mit der Lanze, und ritt an das Ende der Kampfbahn. Seine Erscheinung erregte große Aufmerksamkeit. Er trug die Farben von Schottland, und auf seinem Schilde war die Figur eines weiblichen Wesens gemalt, das eine blühende Distel (das schottische Emblem) in der Hand hatte. Das Wort: Scotia, war über dem Haupte des Bildes zu lesen. Was aber am meisten das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, war der Umstand, daß das Bild der Dame auf's Täuschendste dem Portrait von — Agnes Murray gleich kam. So wie man dieß bemerkt hatte, durchlief ein lebhaftes Geflüster die ganze Versammlung. —

Auf einen Trompetenstoß begann das Rennen; beide Gegner saßen unerschütterlich; ihre Lanzen glitschten an den Brustharnischen ab. — Nach einer Pause von wenigen Minuten schmetterten die Trompeten auf's Neue. Bei diesem Gange zielte der Graf von Salisbury auf den Helm des Gegners. Hätte sein Stoß getroffen, so würde ihm der Graf von March nicht haben widerstehen können, aber letzterer wich mit einer leichten Wendung dem Stöße aus, und richtete seinen Speer gerade auf des Gegners Brust. Dieser Stoß ward so kraftvoll geführt, daß Mann und Roß, umhüllt von einer Staubwolke, zu Boden stürzten. Kaum war dieß geschehen, als der Graf von March bemerkte, daß sein Gegner sich unter dem Rosse hervorarbeiten suche, rasch sprang er vom Pferde, er riß den Dolch aus dem Gürtel, und indem er diesen dem Gegner an die Kehle setzte rief er laut: „Bekenne, daß die Dame für die ich streite schöner ist, als die, für welche Du kämpfst, oder Du bist des Todes!“

Graf Salisbury schwieg einen Augenblick, dann rief er laut: „Kennst Du Schottland Deine Dame, so sage ich: Nein! meinst Du aber Agnes Murray, so sage ich Dir, daß ich sie für die Schönste der Schönen halte; sie ist es gleichfalls für welche ich kämpfe.“

(Fortsetzung folgt.)

### Literarische und politische Grillen.

Die Genealogie ist freilich eine nicht unwichtige Hülfswissenschaft der Geschichte, könnte jedoch bei besserer Behandlung noch unendlich wichtiger werden. Warum behandeln wir z. B. bloß die Genealogie der regierenden Häuser? Es giebt ganz obscure Familien, deren Genealogie auf manche Begebenheiten ein ganz neues Licht werfen würde.

Besitz verhält sich zum Eigenthum, wie bloß factische Gewalt zu legaler. R. v. Groscreuz.



## Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

## Correspondenz-Nachrichten.

Herbstbilder aus Buda-Pesth, silhouettirt von Weil.

(Beschluß.)

„Das Mädchen von Lyon“ nach Bulwer, hat eine zu breite romantische Staffage welche die dramatischen Hauptbilder verkleinert, indes müssen wir es dem Bearbeiter Dank wissen, daß er größtentheils Bulwer's gesundem Humor treu geblieben wenn er auch die vielen Unwahrscheinlichkeiten der Charaktere nicht vermieden hat, (wie z. B. die Prüfung, welcher der Prinz aus Como, mittelst des Dribsten Anrede in italienischer Sprache unterworfen wurde). Es klingt sehr drollig, daß ein italienischer Prinz durch Anklänge eines andern Dialects seiner Landessprache in Verlegenheit gesetzt werden soll. Bulwer's Text hätte dieser Prüfung eine andere Wendung geben können. Gespielt wurde ganz vortreflich, indem die Hauptrollen durch Mad. Denny, Dlle. Müller, Dessoir, Kalis, Pöfinger u. s. w. besetzt waren. Die Briefscene zwischen Armand, (Dessoir,) und Gaspard, (Fröhlich,) war äußerst wirksam.

„Elias Regenwurm“, eine neue Posse von Hopp, hat seine nicht ungünstige Aufnahme lediglich unserm genialen Rott, dem routinirten Rosenschön und der schalkhaften Localsängerin, Thomé zu verdanken. Blasta, oder der Mägdekrieg, ging spurlos vorüber, und mit Recht. Es ist die erbärmlichste Fadaise der verstümmelten bekann- ten Geschichte. Dieß sind beiläufig sämmtliche uns binnen 2 Monaten vorgeführte Novitäten, woraus das unermüdliche wackre Streben unsrer Direction Neues und Gutes abzuwechseln zu lassen, unverkennbar ist. Der leitende Ausschuss des Nationaltheaters läßt es an Energie nicht fehlen. Man bringt Neues, mitunter auch Annehmbares, worunter ich vorzüglich rechne: des wackern Hrn. Munkacsy's neuestes Produkt „Fee Helene“, dann die Aufführung der Oper: „l'Elisir d'amore“, welche 50 Tage! mit ununterbrochenen Proben einstudirt wurde. „Caligula“ hat auf der Nationalbühne denselben Success, wie im Theater français erlebt — Hr. Sziglédi, ein junger dramatischer Künstler, hat einige dramatische Versuche nicht ohne Erfolg aufführen lassen.

Die Ofner Bühne bemüht sich vergebens den Pesthern mit — parforceeinstudirten Novitäten zuvor zu kommen. Ist eine Novität auf dem Bergtempel hundertmal bereits recitirt worden, dann kommen die Ofner erst zu Wasser und zu Land, dieselbe Novität mit Heißhunger zum hundertzehnten male im Pesther Theater einzunehmen.

Aber nicht nur die Theaterdirectionen, auch die Redactionen, namentlich aber die nationellen, manövriren in verschiedenen Parforcejagden um die Abonnenten in ihr Gehege zu bringen — Sehr anziehend sind die geistreichen Streifzüge des Redacteurs der Royzolatok. Ich werde in künftigen Berichten auf einige Artikel dieser vielumfassenden Zeitschrift zurückkommen und deren Geistesüberlegenheit dem deutschen Lesepublikum mittheilen. Hr. v. Munkacsy ist vielleicht einer der liberalsten magyarischen Schriftsteller, die, ohne mit dem Nationalgefühl zu kokettiren, allgemeine literarische Verdienste in Anspruch zu nehmen verstehen — Einen besondern Hebel wird die magyarische Literatur durch das neue „Pesther Tageblatt“ gewinnen. Der unternehmende geachtete Buchhändler Pekenast, hat ein Privilegium zur Begründung eines deutschen Journals unter genanntem Titel erlangt, dessen Aufgabe es seyn wird, die magyarische mit der deutschen Literatur im ununterbrochenen Rapport zu erhalten, und dem deutschen Publikum die neuesten Erscheinungen in der Magyarsprache, so wie jene in der deutschen dem magyarischen Publikum vorzuführen. Die Tendenz — wenn sie dem Prospectus dieses täglich zu erscheinenden Blattes treu bleibt, wird eben so interessant als lohnend für Unternehmer und Leser ausfallen.

Noch giebt es leider befangene Redactionen in der Monarchie, die dem Vorurtheile nachhängen: ein Zuwachs neuer Journale beeinträchtigt das accreditirte Alte. Nie sind die Wiener Zeitungen gieriger hier gelesen worden, als eben jetzt, wo so viele und fast die meisten, namhaften ausländischen Zeitungen hier heimisch geworden sind. Bäuerle's Theaterzeitung und der Humorist hatten sich zu keiner Zeit einer so zahlreichen Abonnentenzahl in Ungarn zu erfreuen, als seitdem die Leute aufmerksam wurden — Vergleiche anzustellen, und so dürfte es auch dem „Tageblatt“ ergehn. Ich werde nicht verabsäumen, treue Rechenschaft von den Fortschritten der magyarischen Literatur überhaupt in diesen geschätzten Blättern niederzulegen. Man erwartet mit Spannung die von Herrmann Klein übersetzten Werke des Baron Jósika, welche gleichfalls durch Pekenast's Verlags-Handlung ehestens an's Licht treten sollen.

Aus Prag.

Im December 1838.

Das Gewissen Ihres Prager Referenten — ich hoffe doch Sie zweifeln nicht daß ein Referent auch ein Gewissen haben kann — regt sich, wenn er den Berg von Novitäten vor sich sieht, der ihm seit seinem letzten Berichte an die „Bespertina“ herangewachsen ist. — Er schlägt reuevoll an sein Herz, ruft ihr sein: Mater peccavi! zu, und verspricht, nie mehr so lange mit der Absendung von Notizen zu zögern. Sie, verehrter Theodor Hell! kennen sie schon lange, sind so nahe verwandt mit ihr, daß Sie ihm wohl zuflüstern können, ob er Vergebung zu hoffen habe! — Vielleicht kommt ihm der Umstand zu Gute, daß der erste der heutigen Artikel einen Bezug auf Dresden hat, welches Bespertina so herzlich liebt.

Der unternehmende und geschäftskundige Großhändler Hr. Moriz Zdekauer hat ein kaiserliches Privilegium auf eine Dampfschiffahrt zwischen Dresden und Prag erhalten, und schon im Herbst mehrer Ingenieure zur Untersuchung der Stromstrecken ausgesandt, welche die natürliche Verbindung zwischen Böhmen und Sachsen bilden. Für beide Länder, zumal aber für die Hauptstädte derselben, die sich durch diese Dampfschiffahrt gleichsam bis auf eine Entfernung von etwa 4 Stunden zusammengedrückt sähen, würde der Vortheil unberechenbar seyn, nicht so für die Orte, welche sich auf den Straßen zwische Prag und Dresden befinden, denn natürlich würden alle Reisende die Wasserfahrt jeder andern Gelegenheit vorziehen.

Von dem auf Kosten der k. k. öconomisch-patriotischen Gesellschaft herausgegebenen „Belehrungs- und Unterhaltungsblatt für den Landmann und kleinen Gewerbsmann Böhmens“, welches auch im Jahre 1839 fortgesetzt und sowohl deutsch als böhmisch ausgegeben wird, liegt nun ein ganzer Jahrgang vor uns, und ist sehr reichhaltig an gemeinnützigen Artikeln, deren größter Theil von dem Redacteur des Blatts, Dr. Salina v. Zächenstein verfaßt ist. Viele andere Mitarbeiter unterzeichneten nur mit einzelnen Buchstaben, was der Referent der Bohemia tadelt, und den Wunsch ausspricht: „daß Männer, welche an der Belehrung ihrer Landsleute einen so löblichen Antheil nehmen, ihren Namen nicht verschweigen möchten;“ denn es thut Jedermann wohl, einen Vaterlandsfreund kennen zu lernen, der die Stunden seiner Muße dazu benutz, um den gemeinen Mann über seine Interessen aufzuklären. Zwar hört der Bauer einen wohlbegründeten Rath am liebsten aus dem Munde seines Seelsorgers oder eines wohlerfahrenen Standesgenossen, aber er verschließt sein Ohr auch der Stimme des speculirenden Gelehrten nicht, wenn er die Sprache der Erfahrung und des schlichten, guten Herzens vernimmt, und weist den Rath eines Amtsvorstehers, dem der Wohlstand des Landes am Herzen liegt, nicht kleingläubig oder mißtrauisch zurück.

(Fortsetzung folgt.)